

The Wooden Shoes Eine Hörspielproduktion im Sendesaal von Radio Bremen vom 24. Januar 2002

Sie bringen mir bei, wie eine Christin zu beten und mich zu bekreuzigen. Und einmal nahmen sie mich sogar mit zu einer Totenmesse. Als die Deutschen einmarschieren, geht die Polizeigewalt an ihren Grenzschutz über. Weil es in der Gegend keinen anderen Arzt gibt, behandelt meine Mutter auch die Grenzsoldaten. Trotzdem - obwohl es ihr verboten ist. Die Grenzsoldaten bringen ihre Angehörigen zu ihr und ich spiele mit den Kindern der Deutschen. Einer der Deutschen ist in Mutter verliebt. Er spielt ihr auf der Geige vor, einmal bringt er mir eine Puppe mit. Die Frau eines deutschen Offiziers bewirtet mich mit Aprikosenmarmelade und Süßigkeiten. Es gibt keine Schuhe mehr, meine Füße sind mit Lappen umwickelt. Die Frau hat Mitleid mit mir Sie schenkt mir ein Paar Holzschuhe. Für die anderen Kinder bin ich etwas Besonderes – eine Arzttochter. Aber dann wird an meinem schönen Pelzmantel ein gelber Stern befestigt. Ich werde verspottet, werde als ‚Jüdin‘ beschimpft. Ich beisse mir dann auf die Lippen zu Hause weine ich. Von Offizieren, die meine Mutter behandelt, erfährt sie über die „bevorstehende Aktion“. Sie erfährt, dass man die Juden in Kürze in ein Konzentrationslager bringen wird. Die Offiziere raten ihr zur Flucht. Es gelingt uns, rechtzeitig das Haus zu verlassen. Mutter packt eilig alles, was ihr unter die Hände kommt, in ein Laken. Wir nehmen ein Pferd, das ein kranker Bauer Mutter geschickt hat, um sie zu ihm zu bringen. Die Flucht verläuft planlos. Wir marschieren drei Tage lang von Dorf zu Dorf und verstecken uns bei den Bauern, die Mutter kennen. In einer bergigen, bewaldeten Gegend gehen wir über die Grenze nach Ungarn, werden aufgegriffen und zu den Grenzposten auf der polnischen Seite zurückgebracht. Mutter kennt einige von den deutschen Grenzsoldaten. Sie fleht um unser Leben. Zwei helfen uns weiter. Sie geben uns eine Decke und Cognac und bringen uns wieder über die ungarische Grenze. Bei unserer Wanderung durch die Berge schneiden mir die Riemen von den Holzschuhen in die Füße. Ich kriege eitrige Wunden und schlimme Schmerzen. Mutter zieht mir die Schuhe aus und verbindet meine Füße mit Laken. So kommen wir im Haus der Familie Kopolowici in Pilipiec an. Von da aus soll eine Gruppe von Juden aus Lawoczne aufbrechen, mit einem Führer.- Mutter gibt Herrn Kopolowici für seine Gefälligkeit einen goldenen Armreif und einen Ring. Eine mühsame Reise über die Karpaten liegt vor uns ,- und ich kann kaum laufen. Ich habe hohes Fieber. Die andern aus der Gruppe weigern sich, mich mitzunehmen. Sie haben Angst, die Reise könnte sich wegen mir in die Länge ziehen und wir könnten von den Ungarn entdeckt werden. Die Lage ist ausweglos. Mutter läßt mich bei Kopolowici, nachdem er ihr mit einem chassidischen Händedruck gelobt hat, mich ein paar Tage später in den Zug zu setzen.Nach Munkacz, einer Stadt auf der Strecke nach Budapest. Ich bleibe. Ich weine. Es kommt ganz anders. Ganz anders als geplant und versprochen.- Die ungarischen Juden im Grenzgebiet haben Angst, Flüchtlinge zu verstecken. Sie fürchten vor allem eine Hausdurchsuchung durch ungarische Gendarmen. Nach drei Tagen verjagen mich die Kopolowicis. Sie setzten mich einfach auf die Straße. Ich laufe den ganzen Tag durch Pilipiec. Ich habe

schrecklichen Durst. Ich klopfte an die Tür einer Hütte. Man gibt mir ein Glas Milch. Jemand muss mich, ein sechs Jahre altes Mädchen, bemerkt haben, und informiert die Gendarmen. Zwei furchterregende Polizisten mit Bajonetten verhafteten mich, legen mir Handschellen an und bringen mich in das Gefängnis von Munkacz. Unter den Gefangenen, - die kauern auf dem Boden und haben wie ich die Hände hinter dem Rücken gefesselt...Unter den Gefangenen entdeckte ich zwei Brüder, die ich aus Lawoczne kenne. Das macht mir Mut. Der ältere ist dreizehn und der jüngere neun Jahre alt. Drei Tage bin ich in dem Gefängnis. Eingesperrt mit Verbrechern. Wir sind mit Handschellen gefesselt, die nur einmal am Tag ausgezogen werden, wenn wir zu einem Rundgang in den Hof geführt werden. Nach drei Tagen bringen ungarische Soldaten die beiden Jungen aus Lawoczne und mich zurück über die Grenze nach Polen. Wir müssen innerhalb von drei Tagen sechzig Kilometer zu Fuß zurücklegen. Wir gehen über die Grenze. Durch den Eisenbahntunnel. Wir werden von SS-Männern in der Polizeistation von Lawoczne ausgeliefert. Wir sind wieder in Polen. Wir werden alle drei von der Gestapo vernommen. Ich habe Angst und weine. Der Deutsche, der uns verhört, gibt mir eine Ohrfeige und prügelt und prügelt mich. Ich werde still. Ich verstehe deutsch. Ich höre das Wort ‚Transport‘, ohne genau zu wissen, was es bedeutet, aber ich ahne, dass es nichts Gutes sein wird. In der Nacht müssen wir hockend und zu dritt auf einer Bank schlafen. Ich höre, wie der Große von den Brüdern davon spricht, mit seinem kleinen Bruder zu fliehen, wenn das Licht ausgeht. Er erklärt ihm: „Morgen früh bringen sie uns an einen entsetzlichen Ort“. Ich bringe kein Wort über die Lippen. Irgendwann schlafe ich ein. Als ich am Morgen erwache, sind die beiden Brüder verschwunden. Sie sind geflohen. Sie haben mich allein gelassen. Ich habe das Gefühl, verraten worden zu sein. - Zu meinem großen Glück erkennt mich ein polnischer Polizeioffizier, der ein Patient von meiner Mutter war. Ich bin noch ganz benommen. Er kommt zu mir und sagt mir. „Heute Mittag komm ich und bring dich weg.“ Er kommt tatsächlich und bringt mich in sein Haus in den Bergen. Dort gibt man mir zu essen und zu trinken und ist gut zu mir. Weil die Leute kein Bett für mich haben, schlafe ich in einer Wiege, aus der meine Beine herausgucken. Nach einer Woche sagt mir der Offizier, dass er mich nicht länger verstecken kann und bringt mich in das Ghetto Skola. Er übergibt mich einer jüdischen Familie, Bekannte meiner Mutter. Im Ghetto Skola bleibe ich zirka zwei Monate. Das Essen ist knapp, es gibt nur Abfälle, ich bin immer hungrig. Von ‚Aktionen‘, die stattfinden sollen, wissen wir immer ein, zwei Tage im voraus. Dann kriecht die Familie, bei der ich wohne, in ein Versteck. Mich nehmen sie nicht mit, wohl, weil die Verpflegung so knapp ist. Von dem Versteck weiß ich von einem der Kinder, das es mir gezeigt hat. In das Versteck gelangt man durch einen Schrank voll mit Kleidern.

Der Eingang ist in der Rückwand. Bei der ersten Aktion suche ich mir selbst einen Schlupfwinkel. Die jüdischen und die ukrainischen Kapos, die das Ghetto bewachen und den Deutschen helfen, die Versteckten aufzuspüren, finden mich nicht, auch nicht das Versteck der Familie. Die zweite Aktion. Ich höre Schreie. Ich renne aus dem Ghetto. Das Ghetto ist nicht umzäunt. Die Straßen des Ghettos sind menschenleer, denn jeder wird erschossen, der dort auftaucht. Ich komme an einem Straßenhändler vorbei, der mir den Rat gibt, ich soll mich auf die arische Seite schlagen. Ich renne und renne eine breite Straße lang, am Rand vom Ghetto, bis zu einer Kreuzung mit einer schmalen Straße. Ich muß anhalten, Luft schnappen. Ich drehe mich um und sehe zwei bewaffnete Soldaten. Sie führen zirka dreißig Juden durch die Straße. Sie schießen und die Juden sinken blutüberströmt einer nach dem anderen zu Boden. Ich habe Angst. Ich kann mich nicht mehr vom Fleck rühren.

Ich sehe so etwas zum ersten Mal. - In der schmalen Straße, nicht weit von mir, entdecke ich eine Kirche. Ich schlüpfte hinein und verhalte mich wie eine echte Christin. Ich knie nieder, bekreuzige mich, bete. Ich mache alles richtig. Die „Erziehung“ von den ukrainischen Haushaltshilfen im Haus meiner Mutter erweist sich nun als äußerst nützlich. Eine arme Polin, die in der Kirche betet, nimmt mich mit in ihre Wohnung und gibt mir zu trinken und zu essen. Kartoffelpuffer, eine Delikatesse, die ich seit einer Ewigkeit nicht mehr gegessen habe. In der Wohnung der Frau leben viele Kinder. Sie läßt mich, weil sie keine andere Möglichkeit hat, in einer Wiege übernachten. Ich bleibe zwei Tage bei ihr. Als die Aktion zu Ende ist, rät sie mir, in das Ghetto zurückzugehen. Das tue ich auch. Das Haus von der Familie, die mich vorher aufgenommen hat, ist menschenleer. Ich bleibe im Ghetto bis zur dritten Aktion. In der dritten Aktion habe ich einen Gedankenblitz: Ich fliehe zum Bahnhof und fahre drei Tage lang mit der Eisenbahn auf der Linie Skola – Stryi hin und her. Diese Art, mich zu verstecken, erscheint mir besser: hier gibt es keine jüdischen Kapos, die von Wohnung zu Wohnung ziehen und die Verstecke von Juden suchen. Ich weiss, dass eine Aktion drei Tage lang dauert und gebe mir Mühe, nicht aufzufallen. Am dritten Tag, als der Zug an der Endstation Stryi hält, entdeckt mich der Schaffner. Ich habe Angst. Ich entwische ihm und verstecke mich in einer Mülltonne, die voll mit Papier ist. Ich decke mich damit zu und bleibe unentdeckt. Ich haste im Bahnhof von Stryi hin und her. Der Kontrolleur bemerkt mich, liefert mich der Polizei aus, und sagt, dass ich krank sei. Die Polizisten bringen mich in das jüdische Krankenhaus im Ghetto Stryi, ein größeres und dichter bevölkertes Ghetto als das von Skola. Dort bleibe ich ungefähr ein halbes Jahr. Ich habe Typhus. Eine der Krankenschwestern ist erschüttert über meine Läuse und schneidet mir meine schönen Zöpfe ab, rasiert mir meinen Schädel und behauptet, das sei das Beste für mich. – Ich weiss im voraus von der Aktion, die unmittelbar bevorsteht, weil die Ärzte und Krankenschwestern sich aus dem Staub machen und die Kranken ihrem Schicksal überlassen. Im Krankenhaus liegen noch mehr verlassen Kinder, die älter sind als ich und die sich vor der Aktion auf dem Dachboden verstecken. Sie nehmen mich nicht mit in ihr Versteck, aus Platzmangel. Sie lassen mich einfach in Stich. Nach den Erfahrungen im Ghetto Skola bin ich voller Panik. Durch das Krankenhaus zieht sich ein langer Korridor mit Krankenzimmern. Am Ende ist die Leichenhalle. Ich habe Angst. Ich habe es immer vermieden, dort vorbeizugehen.

Aber als ich sehe, wie die Kranken erschossen werden, überwinde ich meine Ängste und renne an der Leichenhalle vorbei. Ich finde mich im Garten von dem Krankenhaus wieder. Hier treffe ich auf einen Gärtner. Der Mann zeigt auf das arische Viertel, das in der Nähe des Gartens anfängt und sagt: „Lauf so schnell du kannst!“ Eine polnische Bäuerin, die auf der arischen Seite wohnt, nimmt mich mit in ihr Haus. Sie gibt mir Milch und Kartoffelpuffer und macht mir ein Bett. Nach ein paar Tagen bringt mich die Bäuerin ins Krankenhaus zurück. Zwei Wochen später kommt die nächste Aktion der Deutschen. Einen Tag davor fliehen Krankenschwestern und Ärzte, so dass wir wissen, was uns erwartet. Ich laufe wieder auf die arische Seite. Drei Wochen später, die nächste Aktion. Jedesmal wenn ich nach einer Aktion ins Krankenhaus zurückkehre, stapeln sich in der Leichenhalle die Toten und die Krankenzimmer sind leer. Doch es dauert nicht lange, bis sie sich wieder füllen. Wenn ich in den Himmel sehe, beneide ich die Vögel. Die sind frei und können fliegen, wohin sie wollen. Die verfolgt kein Mensch. Ich gebe mich als ukrainisches Mädchen aus. - Im Krankenhaus im Ghetto Stryi bin ich fast ein halbes Jahr lang, zusammen mit anderen verlassenen Kindern. Eines Tages werde ich in das Zimmer der Ärzte und Krankenschwestern gerufen. Dort wartet eine polnische

Bäuerin auf mich. Sie behauptet, von meiner Mutter geschickt worden zu sein, und dass sie mich zu ihr bringen würde. Ich will nicht mitgehen. Ein paar Tage später kommt eine von Mutters Patientinnen, Anna aus Kalimiec. Sie zeigt einen alten Handschuh von mir. Mutter hatte ihn immer bei sich. Von meiner Mutter Anna hat Papiere dabei, von ihrem Sohn, der ein bißchen älter ist als ich. Sie zieht mir seine Kleider über. Die Ärzte sind aufgelöst. Sie beneiden mich regelrecht, dass ich aus der Hölle entkomme und mir ein Wunder geschieht. In der Dunkelheit machen wir uns auf den Weg. Wir fahren mit einem Zug. Und dann mit einem Schlitten. Drei Tage lang bin ich

mit Anna nach Kalimiec unterwegs. Dann erreichen wir endlich ihr Haus. Anna zeigt auf den Ofen. In dieser kalten Gegend sind die Öfen so groß, dass die Familien darauf schlafen. Anna sagt: „Suche dort nach deiner Mutter.“ Mama, hast du ein Stück Brot ? „Mama, was hast du mir angetan!“ Wir bleiben zirka drei Wochen. Es fällt dichter Schnee. Wir verschanzen uns in Annas Haus. Meine Mutter und Anna kümmern sich darum, mich gesund zu pflegen. Mit der Hilfe eines Führers überqueren wir zu Fuß die Grenze. Wir erreichen das Dorf Vertecki und treffen den jüdischen Schmuggler, der unsere Fahrt nach Budapest organisiert. Wir fahren getrennt in zwei Schlitten, damit ich nicht mit meiner Mutter zusammen gesehen werde. Wir erreichen den Bahnhof.

Auch im Zug sitze ich mit einem Begleiter Ich sitze getrennt von meiner Mutter. Wir kommen nach Munkacz. Von dort geht es nach Budapest. Meine Mutter arbeitet als Ärztin in einem Budapester Krankenhaus und ist sehr bemüht, mich und meine Schwester nach Erez-Israel schicken zu können. Mutter plant, zurück nach Polen zu reisen, in die Hölle, und dort ihre Eltern zu suchen. Mutter bettelt herzerreißend um zwei Zertifikate von

Dr. Kraus, dem Stellvertreter Dr. Kastners. Sie bekommt die Zertifikate für mich und meine Schwester. Sie hat genug Geld, um dafür zu bezahlen. Als der Zug sich in Bewegung setzt, sehe ich Mutter auf dem Bahnsteig. Sie weint. Sie bleibt auf dem Bahnsteig stehen und winkt. Ich werde Mutter nicht mal für einen Moment aus den Augen lassen. Der Zug fährt an. – Ich springe aus dem Zug. Ich bleibe bei meiner Mutter Ich bleibe mit ihr in Ungarn. Meine Schwester Miriam wandert aus nach Erez-Israel. Mutter arbeitet in einem ungarischen Krankenhaus. Ich lerne ungarisch. Nach drei Monaten spreche ich es fließend. Mutter fällt es schwer, ungarisch zu lernen, ich dolmetsche bei der Arbeit für sie. - Nach einem halben Jahr ziehen wir in einen herrlichen Kurort am Plattensee. Wir wohnen in einem Bauernhaus. Mutter arbeitet als Ärztin. Ständig schleppt sie mich an alle möglichen Orte, um ein neues Zertifikat zu bekommen. Mutter bringt mich in das Büro von Dr. Kraus, den sie ein Jahr zuvor kennen gelernt hat. Dr. Kraus beklagt sich, dass sie bereits zwei Zertifikate erhalten habe. Sie fällt auf die Knie und küsst ihm die Hände. Es ist schrecklich, sie so zu sehen ... Sie erhält ein Zertifikat für mich. Man ordnet mich einer Scheinfamilie zu. (Ich war ein ganzes Jahr mit meiner Mutter zusammen.)

Mutter beschliesst, zum Abschied nicht mit zum Bahnhof zu kommen. Am 6. Dezember 1944 sitze ich im zweiten Zug der Kastnerkolonne. Der Zug ist voll von jüdischen Flüchtlingen. Die Fahrt dauert zwei Wochen. Wir kommen durch Sofia und Bukarest und fahren bis zum europäischen Teil Istanbuls. Den Bosphorus überqueren wir per Schiff. In Istanbul in einem Hotel wohnen wir ein paar Tage.

Ich streite mich mit meinem vermeintlichen Bruder. Man führt uns in Busse. Ich fahre allein, ohne den Jungen weiter. Wir fahren nach Beirut. Wir wohnen in einem Hotel, das auf Säulen am Strand steht. In der Nacht fallen Bomben. Wir hören Explosionen. Wir haben Angst. Wir fahren weiter mit dem Bus nach Haifa. (Musik endet, hier endet

auch der im Präsens stehende Bericht. Sie werden uns in ein Haus für Neueinwanderer bringen Mein Vater wird mich abholen aus dem Haus. Ein grosser Mann mit blauen Augen und rötlichem Haar Es wird das erste Mal in meinem Leben sein, dass ich meinen Vater sehe. Vater wird sehr lieb zu mir sein. Ich werde hebräisch lernen Die schlechten Träume werden aufhören. Ich werde einsam sein. Die Pflegerin im Kinderhaus wird versuchen mich zu beruhigen. Ich werde zu den besten Schülern der Klasse gehören. Ich werde eine außergewöhnliche Sportlerin. Ich werde Freundinnen haben Meine Mutter wird kommen.

(Wiegenlied/ auftaktig/chassidisch(?)) Als der Krieg zu Ende war, kam Mutter. Sie hatte mich nicht darüber informiert, dass sie kommen würde. Ich hatte mir große Sorgen um sie gemacht. Ich schämte mich, unter den prüfenden Augen der Kinder auf sie zuzugehen...und hatte Angst vor ihrem Urteil und ihrem Spott: Mutter war elegant zurechtgemacht und hatte die Lippen rot geschminkt...Sie sah mich an, doch ich ging nicht zu ihr. Ich hätte es nicht ertragen, wenn die Kinder sie ausgelacht hätten. Vielleicht hatte meine Zurückweisung auch andere Ursachen. Ich weiß es nicht. Mutter war sehr unglücklich. Sie fuhr direkt nach Tel Aviv zu ihrem Bruder. In Tel Aviv ließ sie sich nieder.-In den Ferien fuhr ich zu ihr. Ich lebte mich mit der Zeit gut ein. Mit siebzehn verließ ich den Kibbuz und zog nach Tel Aviv, um das Abitur zu machen. Mein Vater blieb bis zu seinem Tod in Yagur. Bis ich heiratete, wohnte ich bei meiner Mutter und wir erwähnten die Zeit des Holocausts mit keinem einzigen Wort. Wir wollten nichts mehr damit zu tun haben.

Absage: The Wooden Shoes Hörspiel

nach den Aufzeichnungen der Malka Aloni mit Esther Béjarano und Rosemarie

Fendel aus dem Hebräischen von Vera Loos

und Naomi Nir-Bleimling Ton und Technik:Peter Nielsen und Kristine Rockstroh

Regieassistent: Daniela Kletzke

Hörspielbearbeitung und Regie: Gottfried v. Einem

Produktion: Radio Bremen 2001

Redaktion: Holger Rink